

Württemberg

Großfeuer in Ulm

Ulm, 13. Okt. Wieslager Feuerschein zeigte sich gegen 9 Uhr am Himmel, die Flugfabrik Gebr. Eberhardt steht in Flammen. Das Feuer dürfte in einem östlichen Flügel der großen Lagerhallen seinen Anfang genommen haben. Um 9 1/2 Uhr fanden schon 4 große Hallen mit je 30 Meter Breite und circa 150 Meter Länge in hellen Flammen und sind vollständig verloren. In diesen Schuppen waren Fertigungsabfälle, Halbfabrikate und Materialien für hunderttausende von Motor aufgestellt. An die abgebrannten Schuppen stoßen die Bürogebäude und die Wagnerei an. Es läßt sich zur Stunde noch nicht sagen, ob diese gerettet werden können und welchen Umfang das Feuer noch annimmt. Es ist jedoch zu hoffen, daß diese massiven Gebäude standhalten. Sämtlicher Ulmer Feuerwehr, die Feuerwehr und die Feuerwehren der Vororte sind am Brandplatz tätig. Die Gefahr ist groß, da in der Nähe Farben- und Benzinspeicher sich befinden. Die Fabrikumzäunung hat auf der östlichen Seite auch schon Feuer gefangen. Ein Glück ist, daß südwestlicher Wind geht, sonst wäre wohl die andere Hälfte der Wieslagerfabrik nicht mehr zu retten.

Das riesige Schadenfeuer konnte von der Feuerwehr fast abgiltet und bis 11 1/2 Uhr niedergelämpft werden. Sämtliche Lagerhallen sind ein Raub der Flammen geworden, während die Bürogebäude und die Wagnerei, die an die Schuppen hart angrenzen, unversehrt blieben. Die Ursache des Brandes wird auf Brandstiftung zurückgeführt. Der Teil des Lagerhallens, in dem der Brand ausbrach, liegt etwa einen halben Meter von der Straße zurück, sodass es ein Leichtes ist, hier einen Brand anzulegen. Kurzschluss als Ursache kommt nicht in Frage, da der Schuppen nicht mit Elektrizität versorgt ist. Die vernichteten Werte sind außerordentlich groß, jedoch läßt sich im Augenblick noch keine genaue Schätzung abgeben. Am Brandplatz blieb eine Wache zurück.

Sonntagsrückfahrkarten über Allerheiligen

Von der Reichsbahndirektion Stuttgart wird mitgeteilt: Um den Besuch auswärtiger Grabstätten über Allerheiligen zu ermöglichen, werden auch auf größere Entfernungen zu ermöglichen, wird die Geltungsdauer der Sonntagsrückfahrkarten für den letzten Oktobersonntag in diesem Jahre ausgedehnt. Die Sonntagsrückfahrkarten gelten: zur Hin- und Rückfahrt vom Sonntag, 20. Oktober 12 Uhr bis Dienstag, 1. November, zur Rückfahrt vom Samstag, 29. Oktober bis Mittwoch, 2. November 12 Uhr. Die Rückfahrt muß am Mittwoch, 2. November, auf dem Zielbahnhof der Fahrkarte spätestens um 12 Uhr, von Unterwegsbahnhöfen mit einem Zug angetreten oder fortgesetzt werden, der den Zielbahnhof der Fahrkarte spätestens um 12 Uhr verläßt.

45 Wahlen in sechs Jahren

Aus einer Zusammenstellung ergibt sich die Tatsache, daß seit dem Jahre 1926 nicht weniger als 45 Wahlen in Deutschland stattgefunden haben. Und zwar: die beiden Reichstagswahlen zur Reichspräsidentenwahl im Jahre 1925; dazu in diesem Jahre die zwei Reichstagswahlen und die Wahlen zum Reichstag in den Jahren 1928 und 1930. Hinzu kommen für Preußen zwei Wahlen zum Landtag. In Mecklenburg-Schwerin fanden außer den Reichswahlen 4 Wahlen zum Landesparlament stattgefunden. In 32mal Wahlen in dieser Zeit: Oldenburg, Hessen, Sachsen, Mecklenburg-Strelitz und Hamburg. In Bayern, Württemberg und Anhalt wurde 1928 und im Jahre 1932 das Landesparlament gewählt, 1927 und 1930 fanden in Braunschweig und in Bremen Wahlen statt. Lübecker Bürgerwahlwahlen erfolgten 1926 und 1929, während zum Thüringer Landtag in den Jahren 1927 und 1929 gewählt wurde. In Schaumburg-Lippe fanden die beiden letzten Landtagswahlen 1928 und im Jahre 1931 statt. Die nächsten Neu-

wahlen sind in Thüringen und in Lübeck zu erwarten, und für das kommende Jahr stehen noch Ablauf der Wahlperiode Neuwahlen bevor in Lippe-Deimold und Baden, wo 1929 zuletzt gewählt wurde, ferner in Braunschweig und in Bremen.

Aus Welt und Leben

Jo-Jo furbelt die Wirtschaft an. Die Industrie atmet auf. Jo-Jo eröffnet neue Perspektiven. Deutschland scheint zum Mittelpunkt der Weltproduktion dieses schillernden Spielzeugs, an dem sich schon verschiedene Personen eine sanfte Behirrenweidung zugezogen haben sollen, zu werden. Zwei Dienstleistungszentren haben sich gebildet: die Fleisch-Jo-Jos kommen aus Nürnberg und die Holzernen aus den Industriebetrieben des Erzgebirges. Hier herrscht Hochbetrieb. Die Nachfrage übersteigt das Angebot. Viele kleine Fabriken, die sonst Spielzeug, Federläden und ähnliche Dinge herstellen, haben sich auf diesen neuen Schläger umgestellt, und sind in der Lage, durch den Massenabfluß den Artikel zu einem ungewöhnlich niedrigen Preise abzugeben. Eine einzige Fabrik liefert täglich 20.000 Stück, und hat Bestellungen, die auf Wochen hinaus eine Tagesproduktion von 50.000 Stück ermöglichen würden. Man vergegenwärtigt sich, daß ein so kleines Spielzeug so große Wirkungen hervorruft und stellt fest, daß den USA wieder einmal Unrecht getan ist.

Der Geist Ludwigs XIV. geht um. Die französische Polizei hat kürzlich eine erfolgreiche Jagd auf den „Geist des Königs Ludwig XIV.“ gemacht. Diese „Geisterjagd“ fand in Lohabague bei St. Jean de Luz, dem historischen Viehweidenauflauf des berühmten französischen Königs statt. Dieses Haus war vor einiger Zeit in einen modernen Wohnungsblock umgewandelt worden. Seit kurzem beklagten sich die Bewohner, daß sie durch den umhergehenden Geist jenes Monarchen, der vor mehr als 300 Jahren starb, gestört würden. Es gab da nämlich Leute, die spiritistische Sitzungen und Séancen veranstalteten und zwar mit Vorliebe gerade in dem Zimmer, in dem Ludwig XIV. geschlafen haben soll und in dem nun ein republikanisches Denkmal aufgestellt ist. In diesem Raum sollen mehrmals von dem „erschienenen“ König mit Grabesstimme jene berühmten Worte ausgesprochen worden sein: „Der Staat, das bin ich!“ Und außerdem hätte er mit eben solcher Grabesstimme den zitternden Leuten erzählt, daß sie in diesem Hause gar nichts zu suchen hätten, daß dies sein Haus sei und wenn sie nicht verschwänden, würde er fürchterliche Rache nehmen. Ein Teil der Leute glaubte allen Erntes an das Gespenst und war in furchtbare Angst. Die Angst legte sich aber, als die Polizei jetzt den „König“ erwischt hat, einen reichen jungen Mann, dem es Spaß gemacht hat, die Leute zum Narren zu halten, und der ihnen deshalb „erschienen“ war.

„Joe aus der Unterwelt.“ In einem kleinen Ort in der Nähe von Portsmouth wird die Polizei zurzeit durch eine mysteriöse Missetat hart bedrängt. In diesem Ort wohnen zufälligerweise eine große Reihe alleinstehender Frauen, die alle am gleichen Tage Droh- und Warnungsbriefe erhielten, durch welche sie in große Angst versetzt wurden. Die Briefe kündigten sämtlich einen nächtlichen Überfall für die nächste Zeit oder den nächsten Tag noch an, meist mit der Aufforderung, sich polizeilich zu fügen, da Lebensgefahr bestünde. Die Briefe sind bei hellem Tage von unbekannter Hand ungefähr zu gleicher Zeit bei all den Frauen durch die Tür gesteckt worden. Sie sind ohne Unterschrift oder gezeichnet mit „ein Freund“ und warnen alle vor „Joe aus der Unterwelt“. Sie sind mit der Hand geschrieben, weisen aber verschiedene Schriften auf, von denen allerdings bisher noch nicht festgestellt werden konnte, ob es sich wirklich um verschiedene Briefsteller oder nur um die sehr vielfach und kunstvoll verstellte Hand- schrift eines und desselben Urheber handelt. Trotz aller Nachforschungen ist es der Polizei bisher nicht gelungen, die letzte Spur auch nur anzufinden, die zu jenem „Joe aus der Unterwelt“ und zu dem oder den Briefschreibern führen

könnte. Die bedrohten Frauen haben selbstverständlich die ganze Zeit unter polizeilichem Schutz. Da sich aber inzwischen auf die Briefe hin gar nichts ereignet hat, ist man geneigt, anzunehmen, daß es sich um einen dummen Jungenstreich handelt. Indessen sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen.

Vom Laufburschen zum Millionär. Vor wenigen Tagen starb in London Mr. Foster Clark, der einen ähnlichen märchenhaften Aufstieg gemacht hat, wie man es aus dem Schicksal einiger amerikanischer Millionäre kennt. Foster Clark wurde 1889 in Ramsdgate geboren, in einer Gemeindefabrik in Walsdstone erzogen und wurde dann Laufbursche in einem Kolonialwarengeschäft. Und nun beginnt sein sehr langsamer, aber ständiger Aufstieg. Vom Laufburschen wurde er zum Verkäufer, von diesem zum Filialleiter gemacht. Er interessierte sich besonders für Kaffeebohnen, und es gelang ihm, ein besonders feines Kaffeebohnen- und später ein Ammoniakpulver herzustellen, das sehr bald in aller Welt berühmt wurde. Und langsam und langsam angehäuftem Verdiensten kaufte er sich eine kleine Kaffeebohnenfabrik, eröffnete dann 1910 eine Privatgesellschaft, die 1928 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde mit einem Kapital von 50.000 Pfund Sterling (9 Millionen Mark). Der Durchschnittsprofit dieser Gesellschaft belief sich jährlich etwa auf 150.000 Pfund, die Aktionäre erhielten seit der Gründung eine jährliche Dividende von nicht weniger als 30 Prozent.

Die 10 Gebote des Krebschutzes

Der Krebs ist über die ganze Erde verbreitet. Keine Rasse, kein Geschlecht, kein Alter bleiben verschont. In den letzten Jahren nahm der Krebs gerade in den zivilisierten Staaten ungeheurer überhand. Von vielen zuverlässigen Ärzten wird berichtet, daß gerade unter den Jugendlichen (um und unter 20 Jahren) der Krebs erschreckend zunehme. Das Traurigste ist, daß wir dieser Krankheit, wenn sie einmal ausgebrochen ist, kaum Herr werden. Wir sind deshalb auf eines angewiesen: auf die Verhütung des Krebses. Erwin Vief stellt nun in dem ungemein interessanten Buch: „Krebsverbreitung, Krebsbekämpfung, Krebsverhütung“ (Verl. Lehmann, München, St. geb. 5.-, Abw. 6.50 RM.) die 10 Gebote des Krebschutzes zusammen. Sie lauten:

1. Denke nicht an den Krebs, sondern nimm dir vor, nach einem arbeitsreichen Leben mit 90 Jahren an Altersschwäche zu sterben.
2. Laß dich von Freud und Leid nicht zu sehr bewegen. Alles geht vorüber. Glaube an die Unsterblichkeit, an die ewige Wiederkehr. Erstföhrbar ist nur die Form, nicht das Seiende.
3. Ich nur so viel, als dein Körper bedarf. Ernähre dich der alten Weisheit: Gott weilt jedem Menschen bei der Geburt die Menge Speisen und Getränke zu, bevor er für sein Leben bedarf. Der Unmäßige ist mit dem Vorrat bald fertig, der Mäßige kommt aus bis ins biblische Alter.
4. Schalte ab und zu einen Fastentag ein. Er wird dir gut tun. Der Körper, von der Verdauungsarbeit befreit, hat Zeit und Gelegenheit zur gründlichen Ueberholung, zur Fortschaffung von Schlacken, zu Reparaturen usw.
5. Deine Nahrung sei einfach, natürlich unzerdornen, wie sie die Natur unserer Vorfahren, der Bauern, war. Ob bei Konventionen aus dem Wege, vermeide alle Lebensmittel, die chemisch mischelt, künstlich gefärbt oder entzinkt sind usw. Vermeide scharfe Gewürze und überfalsene Speisen. Ich und trink nicht zu heiß und nicht zu kalt.
6. Ich wenig Fleisch. Kein Einsichtiger glaubt heute mehr an die Volt-Kubnersche Zahl (120-140 Gramm täglicher Fleischbedarf); ein Drittel genügt. Ich großes Brot, viel Gemüse, vernünftig zubereitet (gedünstet) und viel frische Früchte. Vermeide Süßigkeiten, außer Sonig. Trinke Milch in jeder Form. Tritt keiner Ernährungsgeiste del.

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Hirsch

Copyright 1931 by Verlag Alfred Betschold in Braunschweig

46. Fortsetzung.
Dann gingen sie ins Haus. Hier empfing sie der Förster mit lauter Stimme. Sturmisch bewillkommnete er den Freund. In der Stube schob man dem Gast den besten Sessel zu. Der Dadel kam hinter dem Dien bevor, schnupperte an Friedrichs Stiefeln und blinnte ihn mit den braunen reinen Hundeaugen an, als ob er fragen wollte:
„Bist du auch noch einmal da?“
Der Schütze streichelte den klugen Kopf des Tieres. Die ihm so wohlbekannte Stube und die Menschen, die ihm vertraut waren, brachten seiner bedrückten und zerrissenen Seele nach der langen und qualvollen Leidenszeit die wohlthuende Harmonie zurück.
Hilde war erstarrt geworden. Das sorgenlose und heitere Wesen von früher hatte sie verlassen. Ein leidvoller Zug hatte sich in ihr Gesicht gegraben. Die Ereignisse der letzten Monate waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen.

Frühling und Sommer vergingen, und als der Herbst mit seinen Nebelschwaden und Stürmen ins Land kam, da klopfte der Tod energisch an die Haustür des Schulmeisters Stuhl. Als man ihm nicht öffnen wollte, öffnete er sich selbst und schritt hochlachend über die Schwelle...
Schon das ganze Jahr hindurch hatte die Lehrerstochter oft hinaufgesehen auf den am Berg hang liegenden Friedhof und in ihrem traurigen Vater gesagt:
„Wald ruhe auch ich da oben!“
Weiß wie Schnee, mit eingefallenen Wangen und das Gesicht umrahmt von ihrem blonden und lockigen Haar, lag sie still und ergeben in den Kissen und atmete nur noch schwach. Die Hände waren schmal und durchsichtig geworden, und die Arme bildeten fast nur noch die Knochen. Die matt schimmernden Augen veränderten den baldigen Tod.
Am Kopfende ihres Bettes lag mit leidvoller und vergeblicher Mühe der Schulmeister und wandte seinen Blick von seinem abgegränzten Kind, aus dem allmählich das Leben floh. Krumm und gebückt bockte er auf dem Stuhl.

Jetzt war er alt — es kostete ihn schon viele Mühe, jeden Morgen zur Schule zu wandern. In seine Glieder trug die Schwere des Alters...
Nun nahm ihm Gott seinen letzten Trost, seine Freude und Hoffnung, sein Alles. Wie schön hatte er sich seinen Lebensabend vorgestellt? Die sanfte und sunnige Marie sollte ihn pflegen und um ihn sein bis an sein Ende. Nun kam es so...
War sie tot, so mußte er immer allein sein — immer, denn der grausame Tod gibt sein Opfer nie wieder zurück. Wie fast und wie müde es dann im Hause werden. Niemand lauschte seinem Spiel, niemand konnte seine Sorgen. Keine Tochter mehr, keine Enkel — niemand, nur eine Frau, die ihn nicht verstand und deren Gemüt so rauh und unfreundlich war wie ein härmischer Herbsttag.
Doch da dachte er nur an sich und nicht an das Los der armen Tochter, die, kaum erblüht, eine grausame Krankheit erlitt und dem unererblichen Tod in die Arme warf. Sie hatte noch nicht viel von dem Leben gehabt, die Tochter. Zu frühgezogen hatte sie gelebt, nur für den Vater — nein, auch noch für einen andern.
Ja, ja, auch für den Heiner...
Aber mit dem hätte es ja sowieso nichts gegeben, denn die Krankheitskeime in ihrer Brust waren zu heftig und rücksichtslos. Vielleicht aber wäre sie wenigstens einen Monat oder zwei glücklich gewesen...
„Herr Gott, dein Wille geschehe“, so betete der kleine Lehrer, „denn deine Rathschläge sind unergreiflich, aber es ist bitter und es tut weh...“
Vater, Vater!“ hauchte die Kranke.
Der alte Mann sprang auf und beugte sich über sie.
„Was willst du, Mariechen?“
„Rufe den Förster, Vater!“
„Aber weshalb denn, Mädchen?... Er war doch gestern abend noch hier!“
Er wuschte ihr behutsam den Schweiß von der blauen Stirne. Ihre zarte Hand suchte nach der seinen.
„Vater, ich — ich glaube, es — es — geht zu Ende!“
Eine unglückliche Angst lag in ihrer Stimme. Der Schulmeister blinnte sie betroffen an. Sie schloß die Augen und erlöste sich nicht mehr. Er fühlte ihren Puls. Nur noch ganz schwach, kaum vernehmbar, klopfte es in der Ader.
Sollte sie wirklich schon sterben? fragte er sich.
Tränen bildeten sich in seinen Augen und fielen breit auf die Kissen.

Seine Frau kam ins Zimmer, leise schlich sie herein.
„Ich glaube, sie — sie — stirbt!“ leuchtete der Lehrer stöckend.
„Rei möglich!“, schrie die Frau. „Mariechen — Mariechen!“
Als sich die Tochter nicht mehr rührte, fiel sie auf die Knie und betete laut.
„Mariechen!“ sagte flehend der Vater und wuschte kramphast die Hände der Sterbenden. Sie schlug noch einmal die Augen auf und lächelte: „Vater!“
Dann weiteten sich ihre Augen und starrten ins Befenslose. Sie begannen gläsern zu werden...
Am nächsten Morgen läutete der Schulmeister wieder den Morgen ein. Langsam folgte ein Glockenschlag dem andern. Dann machte er eine Pause. Schweratmend stand er in dem finsternen Turm der Kirche. Nach einigen Minuten lasteten seine Hände wieder nach den Seilen.
Bim — bam...
Der alte Mann riß an den Seilen. Nicht zu härmisch! mahnte er sich selbst, während Tränen sein Gesicht überströmten.
Im Dorie hörte man auf.
„Ist jemand gestorben?“ fragte man sich. „Es sind doch die Totenglocken!“
Bald rannte man sich die Antwort in die Ohren:
„Der Schulmeister läutet seiner Tochter!“

Jahre vergingen... Auf dem Grabe der Lehrerstochter blühten und wellten die Blumen, die der Vater pflanzte und bego. Siebenmal schüttelten die Winde des Friedhofs ihr buntes Blätterwerk über das Grab und siebenmal schmückten sie sich neu mit frischem Grün.
Siebenmal hatte man im Herbst die Hütte angeblasen und ebenso oft war das Feuer in ihr im Frühjahr erloschen. Der Schütze regierte schon längst wieder mit unerminderter Listkraft und großer Umsicht. Jedes Jahr floh mehr Eisen aus dem Strichloch des Hochofens in die Gießhalle — immer weiter schob man die „Hunde“ in das Innere der Erde — immer tiefer wurden die Schächte.
Und auch der Schrei nach Eisen wurde immer lauter. Klippende Schienenstränge wanden sich bis in die verheerlichsten Winkel, gigantische Maschinen entstanden neben tausenden Schloten, und in Eisen baute Krupp seine Kanonen. Eisen — Eisen! Die deutsche Industrie pugte sich die Ängel und machte sich bereit zum Aufstieg.
(Fortf. folgt.)

6. Vermeide alle Raufmittel, besonders Alkohol und Tabak. Du bist ohne sie leistungsfähiger und gesünder.
7. Nimm Arzneien nur im Notfall, nur auf Rat des Arztes. Schütze dich keiner Arzneifolge an. Vermeide alle Krebschugmittel. Bringe nicht unnötige Chemikalien an und in deinen Körper (z. B. keine Scheidungspülungen mit scharfen Mitteln).
8. Vergiß nicht, daß die Natur der eigentliche Arzt ist, wir Doktoren nur Deuter der Natur und gelegentliche Helfer. Das viele Laufen zum Arzt, besonders das Laufen von Arzt zu Arzt, macht auf die Dauer auch den Gesunden krank. Bei Krebsverdacht befrage den Arzt sofort.
9. Vermeide die Großstadt und ihre leeren Herfreunungen. Lebe und bewege dich viel in frischer Luft, nimm, so oft du kannst, Sonnen-, Luft-, Seebäder. Geh früh zu Bett und stehe früh auf. Halte Maß in Arbeit und Genuss.
10. Heirate früh (besonders als Mann, bevor du geschlechtskrank wirst), treue dich deines Lebensbegleiters und deiner Kinder und Enkel.
Alle diese Ratschläge bedeuten nichts mehr als eine natürliche Lebensweise.

Japan will eine Insel kaufen

Timor — ein arabisches Helgoland

Aus Canberra, der neuen Regierungshauptstadt Australiens, wird berichtet, daß Japan den portugiesischen Teil der Timor-Insel zu kaufen beabsichtigt. Es wird hinzugefügt, daß diese Mitteilung in ganz Australien großes Aufsehen erregt habe, und, wenn die Meldung nicht demontiert werden sollte, was nach den vorliegenden Mitteilungen kaum anzunehmen ist, wird es wohl kaum beim Laufen allein bleiben. Sicherlich nicht für einen Augenblick in die Sentation der Nachrieht auch eine gewisse Beunruhigung, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl England wie Amerika den

Verlauf dieser Angelegenheit mit Interesse und Besorgnis verfolgen.
Um die weltpolitische Bedeutung einer japanischen Aktion der geschilderten Art würdigen zu können, ist es nötig zu wissen, daß die Insel Timor nur 700 Kilometer vom australischen Festland entfernt ist. Sie liegt mitten in der malaiischen Inselwelt Niederländisch-Indiens und ist zu ihrem größten Teil auch im niederländischen Besitz. Nur im Norden der Insel ist ein Gebiet von 19000 Quadratkilometer Größe mit etwa 400000 Einwohnern noch portugiesisch, als Ardenen an die einstigen zahlreichen portugiesischen Kolonien vor vier Jahrhunderten, und dieser nördliche Teil der Insel soll nun eben in Japans Hand übergeben.
Es versteht sich von selbst, daß die japanische Absicht, nur wenige 100 Kilometer von der australischen Küste entfernt festen Fuß zu fassen, im höchsten Maße von außenpolitischen Gesichtspunkten geleitet wird. Der Vergleich mit Helgoland erscheint keineswegs abwegig, und es genügt wohl auf die Folgen hinzuweisen, die zweifellos im Weltkrieg eingetreten wären, wenn die Nordinsel zu dieser Zeit noch im englischen Besitz gewesen wäre. Die australische Regierung hat bereits verlautbaren lassen, daß sie unter Umständen in Port Darwin, an der Nordwestküste Australiens, eine Flugzeugbasis anlegen und eine Garnison errichten wolle. Ein solches Vorhaben würde sicherlich nur den ersten Schritt bedeuten, wenn es tatsächlich zur Uebernahme Timors durch Japan kommen sollte.

Man weiß, mit welcher wachsenden Besorgnis die Expansion Japans im Stillen Ozean von allen anderen Mächten und insbesondere von Amerika verfolgt wird. Am deutlichsten spiegelt sich wohl dieser unterirdische Kampf auf den Philippinen ab. Im Falle Timors werden aber, wie schon gesagt, nicht allein amerikanische, sondern vor allem auch englische und daneben niederländische Interessen bedroht. Man wird daher die Vorgänge auf der anderen Halbkugel unserer Erde auch von Europa aus mit größter Aufmerksamkeit verfolgen müssen.

Herr Tschan Fu liegt auf dem Bauch

(Engländer, Chinesen und Borodin)

Von H. R. Berndorff

Copyright by Dieck & Co., Stuttgart

(Schluß.)

Aus diesen vorgefundenen Schriftstücken geht das mit Sicherheit hervor, was die Engländer und schließlich auch die chinesische Polizei immer bezichtigt haben: ein Generalangriff der Sowjetmächte in China, derjenigen Truppen, die den Russen in China zur Verfügung stehen, steht unmittelbar bevor. Eine irrtümliche Menge von Waffen ist schon konzentriert. Bertreter erst ist die Situation, weil man befürchten muß, daß das eigene Hinterland bereits vom Gegner friedlich erobert wurde und daß nach dieser friedlichen Eroberung nun eine ganze Menge von Menschen bereit sind, mit Waffen, die gleichfalls bereit sind, über das Hauptquartier in Schanghai herzuschießen. In dieser ersten Situation befinden sich aber nach der Festnahme der Frau Borodin und ihrer Genossen die legale chinesische Regierung und damit auch die Engländer, deren Interessen im Augenblick miteinander verflochten sind.

Von diesem Gesichtspunkt aus müssen sie nun der Affäre des Bankiers Tschan Fu und des Doktors Wu schnellste Beachtung schenken. Sie kennen nun aus den Dokumenten der Frau Borodin so ungefähr, was von außen droht, und die Engländer haben die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie die Angelegenheit Tschan Fu und Doktor Wu geklärt haben, auch ganz genau wissen, was ihnen von innen droht. Es gibt in dieser Welt wenig, auf das man sich so sicher verlassen kann, wie auf den trefflicheren Instinkt des Secret Service, London. Es sind zwei Leute, mit denen man zu tun hat. Das eine ist Herr Tschan Fu. Er wird augenblicklich behütet von Mademoiselle Marie.

Dann ist da Herr Doktor Wu, der die wichtigere Person von den beiden zu sein scheint. Derjenige Mann aber, der am ehesten etwas sagen wird, der am meisten zu verlieren hat, das ist nicht der Doktor Wu, sondern der Bankier. Und der muß am Leben bleiben.

Auf den Korridoren des Gefängnisses von Schanghai tummeln die chinesischen Polizeioffiziere. Sie sind aufgeregter und zübeln durcheinander. Sie flattern auf den Gängen herum wie die Hübner, und sie werden ab und zu angeschauert von einem Engländer, der mit den Händen in der Tasche und einer Pfeife im Mund zwischen ihnen steht. Der Mann aber, der jetzt ausgeliefert wird, erkrankt nicht dem Hirn dieses Engländer, sondern aus einem Kopf, den ein Chinese auf seinen Schultern trägt.

Ein Polizeioffizier geht plötzlich in die Zelle, in der einer der Russen, die mit Frau Borodin zusammen verhaftet wurden, untergebracht ist. Er holt drei Gefangenen aus seiner Zelle in einen kleinen Raum, in dem es ganz freundlich aussieht und in dem Sessel um einen Tisch herumstehen. Dann tritt er den Russen — das ist noch ein junger Mann — an den Tisch und setzt sich neben ihn. Er breitet sorgfältig Papiere vor sich aus, nimmt unendlich einen Bleistift und läßt an, den Russen zu vernahmen.

Der junge Mann sagt kein Wort. Er blickt auf den chinesischen Polizeioffizier mit jener Angst, die Menschen in allen Jahrtausenden gehabt haben, die kurz vor ihrem Tode stehen, und er hört sich die Fragen des Chinesen, der ein einwandfreies Russisch spricht, an, ohne zu erwidern. Er ist mit seinen Gedanken schon bei dem Galgen, an dem er morgen hängen wird.

Der Chineser aber lächelt. Er setzt sich jetzt ganz nahe an den Russen heran, und zwar so, daß der junge Mann an seiner rechten Seite sitzt. Die Hand des Chinesen, eine kleine, zierliche, fleischige Hand, fährt mit dem Bleistift über das Papier, und dieser Trift zeichnet Kreise, Dreiecke und Striche. Diese Hand steht in dem Kermel eines Rodes, und unter dem Rod ragt die Manschette eines europäischen Hemdes hervor, eine feine weiße Manschette.

Der Chineser fragt ununterbrochen und der Russe schweigt. Er schweigt und hebt auf die Hand, die der Chineser vor seinen Augen über das Papier gleiten läßt. Plötzlich steigt dem Russen zurecht das Blut zu Kopf, und dann ist es ihm so, als ob er in der nächsten Sekunde tot vom Stab fallen würde. Die Hand des Chinesen steht in dem Kermel eines Rodes, und unter dem Rod ragt die Manschette, die feine weiße Manschette eines europäischen Hemdes hervor. Und diese Manschette ist beschrieben. Es steht da drauf in Bleistiftstrichen:

„Unser langjähriger Vertrauensmann Doktor Wu meldet soeben die Ankunft von Frau Borodin und weiteren sechs Sowjetagenten mit dem fiktiven fahrplanmäßigen Dampfer.“ Der Russe schließt die Augen und sieht in ein Meer von Vertikal. Doktor Wu ist der Mann, dem Borodin am meisten vertraut hat.

Run wird es dem chinesischen Polizeioffizier zu dumm.

Er bekommt plötzlich einen Wutanfall. Er schreit den Russen an, er schlägt mit der Hand auf den Tisch, und dann geht er hinaus. Er schmettert die Tür ins Schloß und seine Tritte verhallen auf dem Korridor. Der junge Russe sieht sich um. Mit einem Sprung ist er am Fenster, und er sieht, daß hier keine Eisenstäbe die Flucht verstopfen. Das Fenster ist ganz einfach zu öffnen und unten, vielleicht nur drei Meter tief, liegt eine stille Straße.

Jetzt ist das Fenster offen. Jetzt tanzt der Russe schon auf dem Sims. Das ist die größte Chance seines Lebens, und weiß Gott, er nutzt sie aus, und nun fliegt er schon über die Straße dahin. Um eine Ecke, um eine zweite Straßenbiegung, er läuft immer weiter, bis er schließlich in der Masse der Straßengestirnten verschwindet, ein Mensch, der unbefragt unter anderen friedlichen Menschen dahingehet. Unbefragt und unbeobachtet. Er glaubt sich unbeobachtet.

Aber, jetzt in letzter Minute findet die chinesische Polizei das, was sie schon lange gesucht hat. Ein Chinesenhaus, wie Tausende in dieser Stadt, und in diesem Haus verschwindet der Mann, der sich unbeobachtet glaubt.

Der Doktor Wu liegt auf dem Rubebett seines Hotelzimmers und starrt an die Decke. Er erwartet noch in dieser Nacht eine Nachricht Tschan Fus, die ihm sagen soll, daß die ersten Munitionstransporte an der Peripherie der Stadt eingetroffen sind. Wenn er diese Nachricht erhält, dann muß er eine ganze Menge von wichtigen Dingen tun. Als es jetzt an seine Jammertür klopf, springt er auf und nimmt den Brief in Empfang, der ihm gebracht wird.

Er reißt den Umschlag auf und findet darin ein Stück Papier, auf dem in chinesischen Lettern nur ein paar Worte aufgeschrieben sind. Diese Worte bedeuten die dringendste Anforderung, sich so schnell als möglich in ein Haus zu begeben in einer bestimmten Straße. Dasselbe Haus ist verzeichnet, in dem der junge russische Agent nach seiner Flucht verschwand.

Doktor Wu zweifelt, ob diese Nachricht, die keine Unterschrift und nichts als den Text hat, von dem Bankier kommt. Das ist aber gleichgültig, denn sie kommt bestimmt von einer wichtigen, in das ganze Spiel eingewickelten Person, denn diese Adresse kennen nur die Eingeweihten. Gottlob kennen diese Adresse nur die Eingeweihten.

Der Doktor ritt also aus dem Hotel, er fährt und inzwischen geht er ein Stück, fährt wieder, und er tut das, um allen eventuellen Nachforschungen zu entgehen. Dann kommt er an dem niedrigen Chinesenhaus an, das sein Ziel ist, und er verschwindet.

Auf der Straße stehen jetzt Chinesen in Gruppen herum und reden miteinander. Ein paar Europäer sind dazwischen, die auch hier irgend etwas, was schließlich niemandem interessiert, zu tun haben. Es ist aber nicht nur das Haus, das umstellt ist, sondern ein ganzes kleines Viertel ist nun umschlossen von diesen Gruppen, von diesen Chinesenmännern und Europäern. Jetzt warten all diese Leute, bis genau eine halbe Stunde vergangen ist, und dann schritten plötzlich durch die Straßen die schrilten Pfeife, die ein paar Polizeioffiziere aus ihren grellen Pfeifen abgeben. Ein Artschlag zerklümmert die Tür des Hauses, in dem der russische Agent und nachher der Doktor Wu verschwinden sind.

Die Chinesen haben einen Hund bei sich, und dieser Hund hat die Bitterung an der Wut des russischen Agenten, die im Gefängnis zurückgelassen ist, genommen. Dem Hund hängt die Zunge aus der Schnauze und er raß, gefolgt von Polizeioffizieren mit entschultem Revolver, eine Kellertreppe hinauf, und er winkelt und bellt an einer Wand. Schildern stemmen sich gegen diese Wand, eine Art schlägt zu, eine Holzstange, mit Steinen besetzt, schlägt trachend zusammen, und in dem Augenblick, in dem hier die Polizisten durch einen dunklen langen Gang rennen, trachten an einer anderen Seite des Hausflors schon Schiffe.

Menschen, die aus dem umstellten Hausblot fliehen wollten, die nicht abwarten durften, bis die Polizei zu ihnen vorgezogen war, fallen unter diesen Schiffe.

Durch den dunklen Gang dringen die Beamte in einen Kellerraum ein, der in einem ganz anderen Hause dieses Blocks liegt, und dort verhaften sie ein Duzend Männer, alles Sowjetagenten, die lange gesucht werden, unter ihnen den Russen, dem die Freiheit nur kurze Zeit gelacht hat. Aber die Polizisten verhaften nicht den Doktor Wu. Der Doktor Wu hat das Ende einer Tragödie erlebt, die er nicht verstand und über die er verzweifelt nachgedacht hat in der halben Minute, in der sie sich vollendete, und deren Lösung zu erfassen, ihm in seinem Leben nicht mehr gelungen war. Als der Doktor Wu, verlor durch diesen Brief, in das Haus

kam, durch das der Eingang zu jenem konspirativen Kellerraum ging, da fand er in diesem Raum die Führer der sowjetischen Bewegung in Schanghai verammelt. Zu seinem Erstaunen sah er unter diesen Führern auch einen jungen Agenten, der wegen seiner Ähnlichkeit von Borodin hochgeschätzt wurde. Er mußte nicht, daß dieser junge Mann, den er sehr gut kannte, schon in Schanghai war. Doktor Wu war kaum in den Raum getreten, kaum war das jämmerliche Licht einer Laterne auf sein Gesicht gefallen, da springt dieser junge Mann auf. Er hängt blitzschnell mit seinen Händen an dem Hals des Doktor Wu. Der Doktor ist vollkommen überrascht. Unter der Wucht des Anfalls stürzt er zu Boden. Aber er ist selbst ein kräftiger Mann. Auch er hat Hände, die einen Gegner fassen können. Ueberrascht, ohne jedes Verhältnis für diese Situation, vollkommen instinktiv, gelangt es ihm, einen kleinen Revolver aus der Tasche zu ziehen, aber da fassen andere Hände zu. Die Chinesen, seine Freunde, halten ihn fest, entziehen ihm den Revolver, pressen ihn zu Boden, so lange — so lange, bis der Russe die Hände freigeht. Als er das tut, lebt der Doktor nicht mehr. Und nun sind diese Menschen in dem Glauben, daß sie einen Vertreter zu Tode gebracht haben.

Sie sitzen zusammen um die Leiche herum, und sie reden flüsternd miteinander, als ein dumpfes Krachen zu ihnen dringt. Nun haben Schritte durch einen Gang, von dem sie glauben, daß ihn niemand kennt. Zwei von ihnen stützen durch einen zweiten Ausgang ins Freie und fallen von den Augen der Polizisten. Die übrigen ergeben sich und werden gefesselt abtransportiert. Ein Aufruhr, der sich ganz spontan, ganz sinn- und ziellos plötzlich in diesem Viertel, in diesem kleinen Viertel erhebt, wird niedergeschlagen durch den Feuerstrahl eines einzigen Maschinengewehrs.

Im Gefängnis, in der Zelle des jungen Russen, die er nun wieder bezogen hat, steht ein halbes Duzend chinesischer Polizeioffiziere, und sie stemmen die Hände in die Hüften und lachen schallend. Einer von ihnen zeigt auf seine Manschette, auf der mit Bleistift geschrieben einiges steht, und er läßt am meisten.

Am nächsten Morgen wird der Gefängnisdirektion gemeldet, daß sich, leider, einer der sechs gefangenen russischen Agenten in der Nacht erhängt habe.

In derselben Stunde, in der der Doktor Wu erwürgt wurde, sitzt der Bankier Tschan Fu in seinem Haus, in seinem offiziellen schönen Hause, und er wartet auf den Augenblick, in dem sich seine Gäste verabschieden. Am Abend hat er nach vorherigem telefonischem Anruf den Besuch jenes jungen Engländer bekommen, für den er einmal Aufträge ausführen soll und in dessen Gegenwart er zum erstenmal Mademoiselle Marie gesehen hat. In der Begleitung dieses jungen Herrn befinden sich aber zwei Männer, die Tschan Fu gut kennt. Es sind ältere Herren, die schon lange in Schanghai sind und die Interessen großer englischer Firmen wahrnehmen.

Diese drei Leute sitzen nun bei ihm in seiner Bibliothek und unterhalten sich mit ihm über nahe und fernere liegende Dinge. Sie machen keine Anstalten zum Gehen und sie trüben einen Whisky nach dem anderen.

Und sie machen keine Miene wegzugehen. Der Bankier, der eben sehr gediegene Ausdrückungen über die Möglichkeiten des Abfalls fremder Waren in China macht, fragt mit einem Male. Sein scharfes Ohr hat plötzlich vernommen, daß in seinem Hause Geräusche entstanden sind, die die gut geübte Maschinerie seines lautlosen Hauswesens nicht hervorzurufen pflegt. Jemand ist da eine aufgeregte Stimme und nun —

Was ist das? Spricht da nicht — ruft da nicht Mademoiselle Marie, die Angebetete? Wie kommt diese Frau in dieses Haus?

Mein Gott, was ist das aber wirklich? Das ist ja ein Tumult! Der Bankier steht auf. Er ist noch nicht bis zur Tür der Bibliothek gelangt, da öffnet diese Tür schon ein verkürzter Diener und Tschan Fu sieht auf der Diele Mademoiselle Marie. Die Frau kragt auf ihn zu, saßt ihn bei der Hand, zieht ihn in ein anderes Zimmer, und nun sieht der selbst vollkommen verführte Bankier, daß die Frau außer sich ist. Die Tanserin ringt nach Atem, rächt sich und erklärt, in der Stadt seien soeben die entsetzlichsten Sachen geschehen. Maschinengewehre knatterten in den Vorstädten.

Aber sie sind alle erschossen. Die chinesische Polizei und die Engländer haben sie alle niedergemacht. Doktor Wu ist tot. Er hat vorher der Polizei schreckliche Dinge gestanden. Er ist auf der Stelle erschossen worden. Hast du etwas damit zu tun? Um Gottes willen, ich habe eine solche Angst um dich! Bist du in diese Sache verwickelt?

Der Bankier wankt und fällt in einen Sessel. Mein Gott, schweig doch nicht, rede doch! Sage mir doch, ob du mit den Märdern des Doktor Wu irgend etwas zu tun hast. Dann komm, komm schnell, bevor sie dich verhaften, bevor sie dich greifen, bevor sie dich töten. Wir müssen fliehen. Vielleicht erreichen wir den Hafen!

In diesem Augenblick steht der junge Engländer, den der Bankier erst seit kurzem kennt, im Zimmer.

„Oh“, sagt er, „what's the matter? Herr Bankier Tschan Fu ist nicht wohl! Madame, ich bitte Sie, lassen Sie Herrn Tschan Fu mit mir alleine, ich werde ihn helfen.“

Eine Stunde später verläßt Mademoiselle Marie auf einem englischen Dampfer Schanghai.

„Aber, mein Gott, Herr Tschan Fu, was hat Sie so erschreckt? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen? Was kann ich für Sie tun? Sind Sie trant?“

Tschan Fu reißt mit Gewalt alle Kräfte seines Verstandes zusammen. Er muß sich vom Galgen retten.

„Derr“, sagt er, „Derr.“ Und dabei kommt zutage, wo Herr Tschan Fu herkommt. „Helsen Sie mir. Raten Sie mir!“

Herr Tschan Fu erzählt dem jungen Engländer seine Affären mit Doktor Wu. Er hat wieder so viel Verstand, daß er sie durchaus nicht wahrheitsgemäß erzählt, sondern er hat, so sagt er, so weint er hinaus, erst in diesem Augenblick erfahren, daß in harmlosen Affären, deren Transport er übernommen hat, Waffen sind.

Der Engländer redet ihm sehr beruhigend zu. Er ist wirklich sein Freund, der es gut mit ihm meint, und er packt den zitternden Tschan Fu in einen Bagen und fährt mit ihm zum chinesischen Polizeideel. Der Doktor Wu ist tot, das wird ihm dort bestätigt. Der Doktor Wu kann nicht mehr ansagen. Das weiß der Herr Tschan Fu. Und nun gibt er zu Protokoll, immer noch voller Angst, daß man ihm doch noch ans Leder geben wird, wie er betrogen worden ist. Er gibt genau zu Protokoll, wo die einzelnen großen Transporte leicht sind. Sie warten alle in der nächsten Umgebung von Schanghai darauf, daß der Doktor Wu sie umladen läßt, und er verrät den ganzen Waffentransport. Und damit eine große, eine entscheidende Hoffnung Borodins und somit Rußlands.

Als Tschan Fu seinen Bericht beendet und als der Polizeideel ihm versichert, daß man ihm nun nichts tun würde, sondern daß man ihm im Gegenteil zu Dank verpflichtet sei, da erinnerte sich der Bankier Tschan Fu an etwas, das er einmal gesehen hatte. Er erinnerte sich daran, daß die chinesische Regierung für jedes Gewehr, für jeden Revolver und für jede Patrone, die ihr aus sowjetischem Besitz in die Hände gespielt würde, eine Belohnung ausgesetzt hatte.

Herr Tschan Fu war schon in der Tür des Amtszimmers, als er sich daran erinnerte. Er machte sofort kehrt und meldete seine Ansprüche an.